

So sieht die Einigung Westeuropas oder der Welt gegenwärtig aus. Es sind noch zerbrechliche, fragwürdige Gebilde. Für eine wirkliche Einigung Westeuropas im Sinne eines staatenbündischen oder bundesstaatlichen Zusammenschlusses fehlen alle Voraussetzungen. Schwer vorauszusehen ist, daß und wann einmal eine Weltregierung kommt, also „eine öffentliche Gewalt, deren Macht überall auf der Erde Geltung haben muß“ (Osterenzyklika).

Es ist wohl sinnvoller und realistischer, vorerst weniger von Einigung und Zusammenschluß als von Zusammenarbeit der friedlich nebeneinander existierenden Länder und Völker zu sprechen. Als erstes Mittel dazu mag die Einberufung eines Welthandelskongresses dienen.

Joachim C. Fest

## Die technizistische Amoral

### Das Bild Albert Speer's

*In diesen Tagen erscheint im Münchener Piper-Verlag das Buch „Das Gesicht des Dritten Reiches“ von Joachim C. Fest, dem wir den folgenden Beitrag als Vorabdruck entnehmen. Bewußt wählten wir Ausschnitte aus dem Kapitel über Albert Speer aus — den Mann, der, wie es scheinen konnte, gar kein Nazi war und dennoch dem verbrecherischen Regime an hervorragender Stelle diente. Die Frage der vorgeblich Unpolitischen, die, oft gegen ihren Willen, der politischen Reaktion Vorschub leisten, wird in unserem Lande noch lange aktuell bleiben.*

D. Red.

Die Prozesse der Demoralisierung gehen meist unmerklich und tief verborgen in den sozialen Strukturen vor sich. Erst große Erschütterungen brechen von Zeit zu Zeit die festen Schalen trügerischer Selbstgewißheit auf und legen den wirklichen Zustand des allgemeinen Bewußtseins bloß. Im Verlauf ihres atemberaubenden Aufschwungs während der vergangenen hundert Jahre hat die Technik, zusammen mit einer eigenen Ideologie, eine eigene Moralbeziehung entwickelt, die auf älteren Vorstellungen vom Selbstverständnis wissenschaftlichen Geistes beruhte. Danach war nicht nur die Technik selbst, sondern technische Tätigkeit überhaupt wertfrei, und wie es keine „bösen“ Erfindungen und Entdeckungen gibt, so bleibt auch der technische Genius unberührt von der moralischen Seite eines Dienstverhältnisses, in das er sich begibt. Denn im Grunde, das war die unausgesprochene Hintergrundgewißheit, dient Technik gar keiner fremden Macht, sie ist selber Macht. Längst ihrer ursprünglichen Werkzeugfunktion entwachsen, ist sie nicht mehr Herrschaftsinstrument, sondern Herrschaftsträger.

Hinter solchen Überzeugungen war ein ethischer Subjektivismus wirksam, der geringschätzig auf die öffentlichen Dinge herabsah und in der Moral ausschließlich eine Sache der privaten Existenz sah. Tief befangen in der Welt der Zwecke, sah und dachte er konzentriert nur auf die selbstgesetzten Ziele und überließ den Staat, wer immer sich darum balgen mochte. Die Genugtuung persönlichen Wohlverhaltens in der eng begrenzten Zone individuellen Handelns ging einher mit dem Verzicht auf die Erkenntnis der Wirkungszusammenhänge, in denen alles Tun sich vollzieht. Diese Verhaltensweise, die in einer geordneten, auf identische

Überzeugungen und Maßstäbe gegründeten Welt ihre Rechtfertigung in sich tragen mochte, ist jedoch in den Strudel der Problematik gerissen worden, den die modernen totalitären Systeme unter der Oberfläche aller herkömmlichen Auffassungen erzeugt haben. Die politische „Naivität“, die an ihrem Platze, wo immer auch, leistete, was Pflicht oder traditionelles Berufsethos zu gebieten schienen und sich keine Rechenschaft ablegte über die Kraftfelder, in die auch das streng sachbezogene Handeln unaufhebbar eingebettet liegt, ist in ihrer ganzen Fragwürdigkeit offenbar geworden, zumal die totalitäre Herrschaft gerade damit rechnet und darauf einen wesentlichen Teil ihrer Erfolge aufbaut.

Die selbstgewählte Isolierung des technischen Geistes ist gerade eine der entscheidenden Voraussetzungen seiner totalen Diestbarkeit, und der versachlichte Mensch, der sich nur noch als Funktion in einem Zusammenhang begreift, den er weder überschaut noch überschauen will, kommt den Bestrebungen dieser Herrschaft überaus entgegen. Hitlers gelegentlich behauptete Zukunftsvorstellung vom Termitenstaat ging von diesem Bilde des total vereinzelter, nur noch an seinem begrenzten Zwecken orientierten Menschen aus und führte konsequent zu Ende, worauf einst ein elitäres Bewußtsein gegründet war, das freilich die Möglichkeiten solcher Pervertierung schon immer enthielt. Die Ansätze dieser Entwicklung wurden sichtbar, als im Jahre 1933 zahllose Menschen ohne den Anflug einer Beunruhigung ihren technischen und organisatorischen Sachverstand den neuen Herren zur Verfügung stellten und damit den reibungslosen Übergang zum Dritten Reich auch auf diesem Gebiet ermöglichten — eine auffällige und für die Etablierung der nationalsozialistischen Herrschaft entscheidende Parallele zu jenem „Einschnappen“ des bürokratischen Mechanismus, das Max Weber in einer seiner Arbeiten als Voraussetzung moderner Machtergreifungsprozesse erkannt hatte.

Wie kaum ein anderer hat während des Dritten Reiches Albert Speer, der Architekt und spätere Rüstungsminister Hitlers, diesen Typus des sachlich verengten Menschen und dessen technokratische Amoral repräsentiert, ehe beides in ihm die Widerlegung fand. Denn es waren nicht so sehr die Einflüsterungen eines nur sich selbst verpflichteten Ehrgeizes, die Verlockungen einer beispiellosen Karriere und die nahezu unbeschränkten Schaffungsmöglichkeiten eines Künstlers bei Hofe, die ihn über viele Jahre hin an ein Regime banden, dessen Herrschaftspraxis ihm nach Herkommen und Charakter zuwider sein mußte; sondern es war überwiegend das Bewußtsein, daß dies alles ihn im Grunde nichts angehe: der Terror, der ihm nicht verborgen blieb, die Verfolgung von Minderheiten, Willkür, Konzentrationslager, Aggression nach außen — „Politik“ eben, während er selbst Architekt, Techniker, Künstler war. Noch in Nürnberg hat er sich darauf berufen, daß seine „Aufgabe eine technische und wirtschaftliche“, nicht dagegen eine politische gewesen sei, und auf die Frage, ob er nicht als gebildeter Mann den völkerrechtswidrigen Charakter der Fremdarbeiterverschleppungen erkannt habe, geltend gemacht, er sei Architekt gewesen und habe seine Rechtskenntnisse nur aus der Zeitung gehabt. Es entsprach nur dem Charakter dieser Äußerung, die um ihre humane Ignoranz so wenig verlegen war, daß er vor dem Tribunal zwar regelmäßig und auch glaubwürdig seine Ablehnung aller Gewaltpraktiken bezeugte, aber weniger mit einer humanitären als vielmehr mit der sachlichen Begründung, dies habe gegen sein auf ständige Leistungssteigerung gerichtetes ministeriales Interesse verstoßen.

Es hieße den angedeuteten Sachverhalt in seiner Problematik gründlich mißverstehen, wollte man eine Erscheinung wie diejenige Albert Speers unter dem Aspekt der welt- und zeitfremden Unschuld des werkversessenen Künstlers interpretieren. Er war, bei all seinen außerordentlichen Gaben, kein génie bête, kein

dummes Genie, und auch nicht unempfindlich, phantasiearm oder taub gegenüber den Appellen des Gewissens. Er war vielmehr intelligent, lebenszugewandt und zweifellos auch sensibel, aber eben erfüllt von der traditionellen antigesellschaftlichen Gleichgültigkeit des Künstlers und Technikers, die ihm alle Anfechtungen aus politischem Ursprung ersparte. Mit dem Hinweis auf seinen unpolitischen Beruf hat er sich andererseits auch die Aufdringlichkeiten des Regimes vom Leibe zu halten versucht, und fraglos hat diese Erwägung beispielsweise seine Weigerung mitbegründet, einen Ehrenrang in der SS anzunehmen. Gegen Ende des Krieges allerdings, als er sich der Vernichtungssüchtigkeit von Hitler, Bormann und Goebbels betriebenen Radikalisierung des Untergangs gegenüber sah, versagte dieses Argument zusehends seinen Dienst. Eine Zeitlang versuchte Speer, einer Entscheidung auszuweichen: seine Denkschriften aus jenen Monaten formulieren seinen apolitischen Isolierungswillen unaufhörlich neu und dokumentieren nachdrücklich die unhaltbare Situation eines Mannes, der den Konsequenzen einer Politik auszuweichen versuchte, die er an prominenter Stelle mitgemacht und zugleich ignoriert hatte. Zwar hat er später in Nürnberg privat bekundet, es sei Hitler gewesen, der am Ende die einstigen Prinzipien selbstlosen Sachwaltertums gebrochen und nur noch ruhm- und eigensüchtige Ziele verfolgt habe; doch war dies der gleiche Trugschluß, der, weit unaufrichtiger freilich, die Apologien vor allem der bürgerlich-konservativen Partner Hitlers beherrscht. Von dem Tage an, da er sich zur Eroberung der Herrschaft über Deutschland anschickte, bis zum Rückzug in die Betongruft tief unter der Reichskanzlei, der Parole „Aschenkrieg“ und dem Ende in feuriger Lohe aus 200 Litern Benzin lag die Konsequenz auf Seiten Hitlers, der den von allem Beginn an eingeschlagenen Weg nie verlassen hatte. Den Bruch dagegen vollzog Albert Speer, als er sich um die Jahreswende 1944/45 zum Widerstand entschloß und mit den Attentatsvorbereitungen gegen Hitler den Irrtum seines Lebens zu korrigieren versuchte, der zugleich der Irrtum mehrerer Generationen war: daß man am Tische der Macht sitzen und zugleich nicht daran sitzen kann.

Eigenartigerweise deutet der paradoxe Satz zugleich etwas von der tatsächlichen Stellung Speers unter den Gefolgsleuten Hitlers an. Stets wirkte er fremd in ihrem Kreis, als sei er versehentlich unter all diese macchiavellistischen oder beutehungrigen Kleinbürger geraten, und schon in seiner äußeren Erscheinung spiegelte sich die Distanz zu dem Typus, der die nationalsozialistische Bewegung durch alle Funktionsgrade so unnachahmlich verkörperte: jenem braununiformierten Politischen Leiter, der, mit breitem Nacken und Gesäß, fest im stämmigen trainierten Speck stand und laut, humorlos und gewalttätig zusammen mit der nationalen Revolution die Sache des eigenen Vorteils betrieb. Erziehung, Intelligenz, aber auch eine besondere Festigkeit im Charakter machten Speer zu einer echten Ausnahmeerscheinung. Obwohl seine Laubahn alle Voraussetzungen enthielt, durch die Charaktere korrumpiert zu werden pflegen, bewahrte er bis zum Ende seine persönliche Integrität sowie die Fähigkeit, seine Überzeugungen offen auszusprechen, und der englische Historiker Hugh R. Trevor-Roper hat es, bei aller Schärfe der Bewertung im allgemeinen, freimütig ein „Mysterium“ genannt, daß Speer, nach so vielen persönlichen Triumphen, weder auf seine objektive noch auf seine kritisch-intellektuelle Haltung je verzichtete. Nicht zu Unrecht hat man ihm die seltene Eigenschaft der Zivilcourage nachgerühmt, die ihn nachdrücklich aus dem medial beherrschten Gefolge Hitlers heraushob, wie denn überhaupt dessen unausgelüftete Dämonie an der sachlichen Prägnanz der Erscheinung Speers vergeblich ihre Macht versuchte . . .

Speer entstammte einer alten Baumeisterfamilie, hatte sich 1931 der NSDAP angeschlossen und, neben einigen kleineren Arbeiten als Privatarchitekt, im

daraufliegenden Jahre zwei Aufträge für die Gauleitung Berlin ausgeführt. Anfang 1933 wurde ihm die künstlerisch-technische Ausgestaltung der Großkundgebung zum 1. Mai auf dem Tempelhofer Feld übertragen, eine Aufgabe, an der sich zum ersten Male sein improvisatorisches Geschick bewährte, indem er mit rasch aufgestellten Fahnenmasten und, in der Schlußveranstaltung am Abend, durch einfallsreiche Lichteffekte das von seinen Auftraggebern gewünschte Stimmungsgepräge erzielte. Damit hatte die nationalsozialistische Massenfeier jenen Stil gefunden, den Speer auf den Kundgebungen zum Erntedankfest auf dem Bückeberg, bei der Tannenbergfeier oder schließlich den Aufmärschen im Rahmen der Reichsparteitage ständig ausbaute. Mit außerordentlicher Einfühlung ins massenpsychologisch Wirksame vervollkommnete er den bis dahin allzusehr von riesenhaften Ausmaßen und Zusammenballungen allein bestimmten Veranstaltungstil der NSDAP, indem er quaderartige Bauten, Treppen, Pylonen, Fahnenwände und die berühmten Lichtdome: Scheinwerfer, die, rings um das Aufmarschgelände postiert, unter dem nächtlichen Himmel eine pathetische Raumwirkung erzielten, mit gegliederten Menschenmassen zu jener Liturgie des Monumentalen kombinierte, die als Stilisierung kleinbürgerlicher Imponiersucht so überaus genau das psychologische Diagramm der Bewegung wiedergab und noch heute, vor allem im kommunistischen Herrschaftsbereich, ihre Nachahmer hat.

Mit diesen Erfolgen begann Speers steile Karriere, die dem noch nicht Dreißigjährigen eine Fülle von Ämtern und Aufgaben eintrug. Schon 1934 erhielt er den Auftrag für den Entwurf des Reichsparteitaggeländes in Nürnberg, im gleichen Jahre wurde er zum Leiter des Amtes „Schönheit der Arbeit“ und Anfang 1937 zum Generalbauinspektor für die Reichshauptstadt ernannt, dem, wie Hitler betonte, die planmäßige „Ausgestaltung Berlins zu einer wirklichen und wahren Hauptstadt des Deutschen Reiches“ oblag. Mit ihm konzipierte Hitler — seinen einstigen Baumeisterträumen späte Befriedigung verschaffend — die Neugestaltung auch der übrigen deutschen Städte in Riesenbauten und Anlagen, die ein epigonenhaftes Stilgefühl bezeugten, indem sie antikisierende Formelemente, wuchtiges Übermaß und mangelnde Anmut zu einem Eindruck feierlich gebändigter Leere vereinigten. Der Königsplatz in München oder die Neue Reichskanzlei, die nach einer zeitgenössischen Quelle als „erster Staatsbau . . . für alle weiteren Bauten die Form vorgezeichnet“ habe, aber auch zahllose Skizzen, Entwürfe sowie Halbvollendetes gaben und geben noch heute eine bedrückende Vorstellung dieser Pläne. Speer erwies sich dabei als genialer Verwirklicher der von Hitler inspirierten Linie überschnappender Monumentalität, und die erwähnte Quelle spricht denn auch von „Bauten des Glaubens“, in denen sich „das Wort des Führers zum ‚Wort aus Stein‘ (ergänzt)“. Bereitwillig übertrug er die persönliche Bewunderung für seinen Gönner und Führer auf dessen architektonische Ideen, von denen galt, was die Frau des Parteiarchitekten Paul Ludwig Troost von Hitlers Kunstauffassung überhaupt geäußert hat: er sei damit im Jahre 1890 stehengeblieben. Seiner Vorliebe für die pompöse Dekadenz eines Malers wie Hans Makart entsprach das Gefallen an dem schalen Klassizismus des Wiener Parlamentsgebäudes, das er, zusammen mit dem Opernhaus und den belanglosen Prachtbauten an der Ringstraße, als die stärksten architektonischen Eindrücke seiner Wiener Jugendjahre geschildert hat: stundenlang, so hat er versichert, konnte er bewundernd davorstehen. Das Schwüle und das Aufwendige, das Glatte, Anspruchslose und handwerklich Genaue, Richard Wagner und die Allegorie „Die Sünde“ des Piloty-Schülers Franz Stuck waren die Orientierungspunkte seines Kunstsinns, den er in der staatlichen Kulturpolitik ebenso wie in den offiziellen Repräsentationsbauten mit der Rachsucht des gescheiterten Kunstschülers zur verpflichtenden Norm erhob. Auch zwischen Speer und ihm kam es

gelegentlich offenbar zu Meinungsverschiedenheiten; denn als Wilhelm Furtwängler einmal äußerte, es müsse „doch herrlich sein, so im großen Stil nach eigenen Ideen bauen zu können“ soll Speer, dem Vernehmen nach, ironisch geantwortet haben: „Stellen Sie sich vor, jemand würde zu Ihnen sagen: Es ist mein unerschütterlicher Wille, daß die ‚Neunte‘ von nun an nur auf der Mundharmonika aufgeführt werden darf.“ Die gesamte Planung war eintönig-unterschiedslos von „gigantischen“ Ausmaßen bestimmt, in denen sich der traditionelle Diktatorenehrgeiz bekundete, die Hinfälligkeit der allein in der eigenen Person begründeten Herrschaft in gewaltigen Bauten überdauernd zu machen . . .

In Berlin sollte eine Kuppelhalle von 350 Metern Höhe mit 100 000 Sitzplätzen errichtet werden. Unter den Parteibauten, die projektiert wurden, um der Stadt Nürnberg „ihr künftiges und damit ewiges Gepräge“ zu geben, befand sich eine Kongreßhalle für 60 000 Personen, ein Stadion, „wie es die Erde noch nicht gesehen hat“ für 500 000 und ein Aufmarschgelände für eine Million Menschen. 70 Kilometer Gleisanlagen waren allein für die Ausschachtungsarbeiten des Stadions erforderlich, 600 Millionen Ziegelsteine für die Fundamente, während die Außenmauern 90 Meter hoch werden sollten . . .

Trotz der wachsenden Zahl der Ämter, die Albert Speer im Verlauf seines Aufstiegs bekleidete, basierten seine Stellung und sein Einfluß ausschließlich auf der engen persönlichen Beziehung zu Hitler; und da er wußte, daß er keine institutionelle Macht, sondern nur eine Vertrauensposition besaß, hielt er sich von den Rivalitäten der führenden Funktionäre fern. Sein Ehrgeiz blieb unpolitisch, und bis zum Jahre 1942, als er zum Minister ernannt wurde, hat er „nie im Leben eine Rede gehalten“. Zudem besaß er ein uneigennützigeres Temperament als die sich befehdenden Machträger an der Spitze, das von den Aufgaben stärker als von der Macht angezogen war . . .

Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß Speer eine der wenigen Ausnahmen war, denen gegenüber Hitler sein eingewurzeltetes Mißtrauen gegenüber Menschen mit bürgerlicher Herkunft überwand, und Speer selbst hat bekannt: „Wenn Hitler Freunde gehabt hätte, dann wäre ich sein Freund gewesen.“ Von den zahlreichen Beweisen persönlicher Gunst, die Hitler ihm so offen bezeugte, blieb er im übrigen nicht unbeeinflusst. Zweifellos verehrte er ihn zu dieser Zeit uneingeschränkt und konnte, in all seiner artistisch-technischen Gesellschaftsfremdheit, keinen Grund finden, seinen Emotionen zu mißtrauen. Soweit die Wirklichkeit den leicht schwärmerischen Vorstellungen, die er sich davon machte, widersprach, blieb sie ausgeklammert. Nichts war ihm, der in der Mischung aus politischer Ahnungslosigkeit und fachmännischer Engstirnigkeit eine so bezeichnende Erscheinung im Typenkatalog jener Jahre war, weniger bewußt, als daß er zum Komplizen eines verbrecherischen Regimes geworden und die Freundschaft Hitlers eine fragwürdige Auszeichnung war. In seiner ersten öffentlichen Rede, am 24. Februar 1942, erklärte er denn auch fast bedrückt, daß er ein großes Opfer bringe: „Ich habe mich bis vor kurzem in einer idealen Welt bewegt.“

Er war 36 Jahre alt, als er, nach dem rätselhaften Tod von Fritz Todt, das Ministerium für Bewaffnung und Munition übernahm. Schon gelegentlich mit organisations- und transporttechnischen Problemen befaßt, machte er sich jetzt energisch und mit unorthodoxen Lösungen an die neue Aufgabe und überwand binnen kurzem die ersten kritischen Störungen im Mechanismus der deutschen Rüstungsindustrie. Mit dem Mut zur Improvisation, der ihn auszeichnete, überbrückte er zerstörte Verbindungswege, richtete er Fabrikationsstätten wieder her, baute neue Industrien auf, reiste persönlich an die Front, um sich bei der Truppe von den Vorzügen oder Mängeln ihrer Waffen und Ausrüstungsgegenstände zu überzeugen, und fuhr, wie Goebbels in seinem Tagebuch notierte, mit

den „hohen Militärherren richtiggehend Schlitten“. Eine unbürokratische Großzügigkeit verband er mit jenem „Instinkt für das Richtige“, den er sich selbst zuerkannt hat, und formte das übernommene Ministerium nach seinen eigenen unkonventionellen Vorstellungen um, indem er an die Stelle der Beamtenhierarchie den sogenannten „typischen Speer-Apparat“ setzte: eine qualifizierte Gruppe von relativ unabhängigen Fachleuten, die Initiative, Tatkraft und Sachkenntnis besaßen. Innerhalb kurzer Zeit stellten sich die Erfolge ein. Es gelang nicht nur, trotz der immer heftiger werdenden Luftangriffe, den Verkehr bis zum Kriegsende im Ganzen funktionsfähig zu erhalten, sondern die Produktion stieg von Monat zu Monat und erreichte trotz aller Widrigkeiten im Sommer 1944 ihren Höhepunkt. Allein die Flugzeugproduktion kletterte beispielsweise von 9540 Frontmaschinen im Jahre 1941 auf 34 350 Maschinen im Jahre 1944, und statt 2900 schweren Panzern wurden 1944 insgesamt 17 300 hergestellt. Zwar wird man bei diesen Angaben berücksichtigen müssen, daß nicht alle von Speer veröffentlichten Statistiken letzte Glaubwürdigkeit verdienen. Goebbels jedenfalls fragte Ende 1943, nachdem die Rote Armee soeben den Dnjepr überschritten hatte, mißtrauisch, wo denn die Mehrproduktion eigentlich geblieben sei. Aber die Erfolge waren doch unübersehbar, und Hitler nannte seinen jüngsten zugleich seinen „fähigsten Minister“. Ohne die Aktivität Speers, der schon 1943 über 80% der deutschen Industriekapazität in seiner Hand vereinigte, hätte er den Krieg zweifellos nicht so lange fortsetzen können und möglicherweise, wie der Minister selbst vermutete, bereits 1942/43 verloren geben müssen.

Dieser Sachverhalt macht indes auch die ganze Fragwürdigkeit seiner Bemühungen deutlich, und gewiß hat Speer diesen Zwiespalt allmählich erkannt, wenn er ihn auch zunächst in seiner technokratischen Selbstsicherheit persönlich nicht empfunden haben mag. In seinen Reden aus jener Zeit zitiert er unaufhörlich Produktionsziffern, Stückzahlen, Endfertigungen, Kapazitäten wie im Rausch vor diesen trügerischen Erfolgsbilanzen, und der produktionstechnische Kommandojargon, den er verwendete, kennt ausschließlich die „Mobilisierung von Leistungsreserven“, die „Überwindung von Engpässen“ u. a. m., Chiffren sämtlich, die losgelöst waren von der politischen Wirklichkeit und einer nachdenklichen Wendung keinen Raum ließen. Erst als er im Frühjahr 1944 für mehrere Monate erkrankte, schien er sich erstmals von seinen fachmännischen Fixierungen zu lösen und jene Befangenheit abzustreifen, die allem voraussetzungslosen Denken ausschließlich in den Kategorien von Leistung und ‚efficiency‘ innewohnt. Denn es waren offenbar diese Wochen, die in ihm die Elemente jenes inneren Konflikts freisetzten, der ihn von nun an unablässig gefangennahm. Nach seinen eigenen Worten hatte er schon auf dem Höhepunkt der Erfolge, im Sommer 1940, erste Anzeichen für die inneren Mängel und Verächtlichkeiten des nationalsozialistischen Herrschaftswesens erkannt, seinen prahlerischen Hochmut, seine Gier und die Maßlosigkeit des schlechten Siegers. Gleichwohl hatte er weiter seinen fachmännischen Gleichmut bewahrt, hatte fortgefahren, seinen Ehrgeiz in der Mitte derer zu befriedigen, die er zu verachten begann, und dem Regime die Tempel seiner Tausendjahrewartung zu bauen. Jetzt begann er zu entdecken, daß die ökonomisch-technische Verfügungsmacht, über die er gebot, politische Verantwortlichkeiten nach sich zog. Diese Erkenntnis mag immerhin ihren Ausgang von der Gewißheit genommen haben, daß inzwischen alle Produktionssteigerungen von der Substanz zehrten und nur noch begrenzte Zeit durchzuhalten waren. Auch war sie wohl in diesem Stadium des immer totaler geführten Krieges vorwiegend von sachlichen Antrieben bestimmt, nämlich der Bekümmernng des Technokraten angesichts der schon geschehenen und weiterhin drohenden Vernichtung so vieler Fabriken, Bergwerke, Straßen, Brücken und Verkehrsanlagen. Jedenfalls kehrte

er ohne jene überzeugungskräftige Sicherheit in sein Amt zurück, die ihn einst ausgezeichnet hatte. Die Zweifel verstärkten sich noch, als Hitler, den Beobachtungen Speers zufolge, vom Sommer 1944 an begann, die „Hauptschuld am Kriegsverlauf im Versagen des deutschen Volkes, keinesfalls aber bei sich selbst“ zu suchen, und unter der Parole „Sieg oder Untergang“ Anstalten traf, die immer sinnloser werdende Fortführung des Krieges in die Vorbereitung der totalen Selbstvernichtung hinüberzuleiten. Damit geriet Speer in die „Krise seines Lebens“.

In ihm kämpften Gefühle der Loyalität mit dem Bewußtsein der Verantwortung. Gewiß verdankte er Hitler viel. Die Auszeichnung persönlicher Zuneigung, die großzügig gewährten künstlerischen Möglichkeiten, Einfluß, Ruhm — das alles hatte ihm viel bedeutet. Aber er hatte sich immer eine idealistische Beweitwilligkeit bewahrt, die die Sache über die Personen stellte, und seine Nüchternheit war durchsetzt von einem sehr deutschen, romantisch gestimmten Enthusiasmus, der hinter dem Pathos von Kalendersprüchen die ganze Wucht kategorischer Imperative empfand. Seine späteren Denkschriften an Hitler beweisen das sehr deutlich, und in einer von ihnen hat er bekannt, er könne nur mit dem Gefühl inneren Anstands, mit Überzeugung und Glauben arbeiten, Voraussetzungen, die Hitler nun zusehends in Frage stellte. Der Versuch, sich die Alternative zu verschleiern und der Entscheidung zwischen den persönlichen Gefühlsbindungen und den Interessen des Landes und seiner Menschen auszuweichen, wie ihn beispielsweise die Denkschrift vom 20. September 1944 noch einmal unternahm, dauerte daher nur kurze Zeit. Schon einige Wochen vorher hatte er vielmehr begonnen, die von Hitler angeordneten Zerstörungsmaßnahmen in den vom feindlichen Vormarsch bedrohten Gebieten zu durchkreuzen. Um ihn nachgiebiger zu stimmen und die Einsicht in den bereits aus wirtschaftlichen und technischen Gründen unvermeidbaren Zusammenbruch der Kriegsanstrengungen zu wecken, verfaßte er zahlreiche Memoranden. In einer Denkschrift vom 30. Januar 1945, die mit den Worten begann: „Der Krieg ist verloren . . .“, versuchte er, den Trugbildern, die der Irrwelt des Führerhauptquartiers das unwirkliche Gepräge gaben, eine umfangreiche realistische Situationsanalyse entgegenzusetzen, ohne allerdings mehr zu erreichen als die von nun an unverhüllte Gegnerschaft sowohl von Bormann als auch von Goebbels, der lange zu ihm gehalten hatte. Hitler dagegen weigerte sich angesichts des Anfangssatzes, das Schreiben überhaupt weiterzulesen. Zusehends geriet Speer nun in Ungnade. Doch mit dem Mangel an blindem Respekt, der ihm eigen war, begann er daraufhin, den Untergangsplänen Hitlers systematisch entgegenzuarbeiten. Im Frühjahr 1945 spitzte sich die Auseinandersetzung dramatisch zu. Als Speer am 18. März im Führerhauptquartier eine Denkschrift überreichte, die den unmittelbar bevorstehenden „endgültigen Zusammenbruch der deutschen Wirtschaft mit Sicherheit“ voraussagte und die Verpflichtung der Führung betonte, dem Volk die Voraussetzungen seiner Weiterexistenz zu sichern, kam es zu einem heftigen Zusammenprall . . .

Während Hitlers Selbstsucht deutlich die Gestalt enttäuschten Hasses gegen das eigene Volk annahm, ging Speer zu offener Gegenaktivität über. Zwar war sein Weisungsrecht ausdrücklich aufgehoben worden; dennoch reiste er in die frontnahen Gebiete, überzeugte die örtlichen Behörden von der Sinnlosigkeit der Befehle, ließ Sprengstoff versenken und verschaffte den Leitern lebenswichtiger Betriebe Maschinenpistolen zur Verteidigung gegen die eingesetzten Sprengkommandos. Von Hitler schließlich zur Rede gestellt, erklärte er erneut, daß der Krieg verloren sei. Hitler gab ihm eine 24stündige Bedenkzeit. Doch statt der Versicherung wiedergewonnener Siegeszuversicht überreichte Speer ihm ein ausführliches Schreiben, das ihre gegenseitige Beziehung analysierte und die Auf-

hebung des Zerstörungsbefehls vom 19. März verlangte. Dennoch gelang es ihm schließlich, Hitler so weit zu versöhnen, daß er seine Amtsvollmachten zurück-erhielt. Unter Ausnutzung des allgemeinen Befehlswirrwarrs gab er sodann, teils im Namen fremder Instanzen wie des OKW oder der Reichsbahn, teils im eigenen Namen, zahlreiche Anordnungen heraus, die er Hitler vorenthielt und die bis-weilen nur dem Vorsatz dienten, das Zuständigkeitschaos zu erhöhen, um die in Gang gesetzte Aktivität der Vernichtung zu lähmen. Zugleich leitete er Schritte in die Wege, die die Absicht führender Funktionäre verhinderten, sich durch die Flucht ins Ausland der Verantwortung zu entziehen. Am Ende faßte er schließlich, in seiner „Verzweiflung“, wie er sagte, den Plan, Hitler mit jener eigensüchtigen Kumpanei, die sich in apokalyptischer Endstimmung im Bunker der Reichskanzlei um ihn geschart hatte, durch Einführung von Giftgas in das unterirdische Entlüftungssystem zu töten; denn er hatte „seine Berufung einst vom Volke erhalten“, so meinte Speer. „Er hatte kein Recht, mit seinem Schicksal auch das Schicksal des Volkes zu verspielen.“ Doch ein in letzter Minute von Hitler selbst verfügter Umbau des Luftschachtes machte die Durchführung des sorgfältig geplanten Unternehmens zunichte. Noch einmal war Hitler einem Attentatsplan entkommen.

Gleichwohl war dies nicht der Abschluß ihrer merkwürdigen Beziehung. Vieles kam zusammen: Eigenem Bekenntnis zufolge fürchtete Speer, feige zu erscheinen. Auch fühlte er wohl unter den Trümmern seines einstigen Treuegefühls noch vereinzelte Impulse lebendig, und am Ende mag jene psychologische Erscheinung im Spiel gewesen sein, wonach jeder Aufklärung noch einmal ein Rückfall in die bergende Dunkelheit des alten Aberglaubens folgt. Jedenfalls flog Speer, von „widerstrebenden Gefühlen“ erfüllt, wie er selbst versicherte, am 23. April 1945 in das umklammerte, brennende Berlin, um sich von seinen Mitarbeitern zu verabschieden und „um mich nach allem, was geschehen war, Hitler zur Verfügung zu stellen“. Ohne Zögern bekannte er sich zu den Maßnahmen, die er getroffen hatte, um den Befehl vom 19. März zunichte zu machen. Doch statt des erwarteten Zornesausbruchs blieb Hitler ruhig und schien eher beeindruckt von der Freiheit, mit der Speer ihm entgegentrat. Unbehelligt ließ er ihn gehen. Lediglich sein Name verschwand von der Kabinettsliste, die er wenige Tage später testamentarisch verfügte.

„Sie standen alle in seinem Bann“, hat Speer von den führenden Gefolgsleuten Hitlers gesagt, „sie gehorchten ihm blind, ohne eigenen Willen — was immer die medizinische Bezeichnung für dieses Phänomen sein mag“. Doch er selbst war die Ausnahme, die einzige Erscheinung, die in der näheren Umgebung Hitlers sowohl das Opfer des eigenen Willens als auch das von Vernunft und Charakter verweigerte, zu dem die Mehrzahl sich so eilfertig drängte. Die apologetische Natur der Memoiren und Selbstdarstellungen über jene Zeit hat der These von der bezwin-genden Gewalt Hitlers und der angeblich unwiderstehlichen Magie seines Willens das Wort geredet. Die Erscheinung Speers beweist, daß es offenbar weit eher die Schwäche und Nichtigkeit der Charaktere in seiner Umgebung war, die dem ‚Führer‘ eine so unangefochtene Überlegenheit bis zum Ende sicherten.

Trotz aller offen zugestandenen menschlichen und moralischen Besonderheit hat der englische Historiker Hugh R. Trevor-Roper indes Albert Speer den „wah-re(n) Verbrecher Nazideutschlands“ genannt, denn „er vertrat, stärker als irgend-ein anderer, jene verhängnisvolle Philosophie, die Deutschland verheert und die Welt beinahe in den Untergang getrieben hat. Zehn Jahre lang saß er im wirk-lichen Zentrum der politischen Macht . . . aber — er tat nichts“. Doch täuschte sich dieses Urteil ebenso über die Strukturmerkmale hochindustrialisierter Gesell-schaften wie über das Wesen totalitärer Herrschaftssysteme und über die Mög-lichkeiten des Einzelnen zu entgegenwirkender Aktivität. Tatsächlich saß Speer

bis zum Jahre 1942 weder in irgendeinem relevanten Sinne im wirklichen Zentrum der Macht, noch hat er nichts getan. Aber er repräsentierte einen Typ, ohne den weder die nationalsozialistische noch irgendeine andere Spielart des modernen Totalitarismus erfolgreich gewesen wäre: jenen Typ der Fachleute, die sich im Rückzug auf die angeblich unpolitische Position ihres Berufs eine vorwurfsfreie Existenz zu sichern suchten und nur taten, was sie ihre Aufgabe nannten, um gerade ihr Nichtstun unter dem Gesichtspunkt der „Pflichterfüllung“ zu glorifizieren. Indem sie sich, wie einflußreich sie auch sein mochten, vom Geschehen des Tages fernhielten, keine Uniformen anzogen, keine Willkürakte verübten, keine Gesetze erließen oder Menschen verhafteten, blieben sie gewiß frei von rechtstechnisch greifbarer Schuld. Dennoch taten sie, an ihrer Stelle und angesichts ihrer Möglichkeiten, nicht genug, um die Errichtung und Ausbreitung der Gewalt abzuwehren, und so trifft sie der Vorwurf verweigerter Verantwortlichkeit fürs Ganze. Denn die Pflicht ist sehr wenig, wenn in einem Staat Uniformen angezogen, Willkürakte verübt und Menschen verhaftet oder getötet werden. Wer sich nur auf sein individuell untadeliges Verhalten berufen kann, bleibt vom Vorwurf nicht verschont, so viel persönliche Genugtuung auch darin liegen mag, aus solchen Zeiten unkorumpiert hervorgegangen zu sein.

Dr. Eugen Koller

## Die Not unserer Schulen (I)

*Der folgende Aufsatz stammt aus der Feder eines langjährigen, versierten Schulmannes, der die Verhältnisse aus hautnaher ständiger Berührung kennt. Hier werden zum größten Teil konkrete Belege aus der Praxis präsentiert — und wenn diese auch überwiegend aus dem Schulleben Bayerns stammen, sind sie doch auch, so glauben wir, von allgemeinem Interesse, und wenn auch nur als abschreckende Beispiele. D. Red.*

### I

„Wir wissen heute, daß in wenigen Jahren eine Krise der Schule und im Gefolge davon eine Krise unseres Staates und unserer Gesellschaft ausbrechen kann, die unsere gesamte Existenz bedroht“.

Mit diesem Alarmruf warnte Dr. Georg Picht vor den Folgen des Lehrermangels. Dr. Picht ist Mitglied des Deutschen Ausschusses für das Erziehungs- und Bildungswesen und Leiter der Forschungsstätte der evangelischen Studiengemeinschaft in Heidelberg. Er kommt zu dem Ergebnis, „daß wir uns einem Notstand zubewegen, der schon den Umfang einer Katastrophe annimmt“. („Süddeutsche Zeitung“ vom 16. 11. 1962, Seite 7.)

„Schon 1960 fehlten in der Bundesrepublik 37 000 Volksschullehrer, d. h. etwa ein Fünftel des Bestandes. Bis 1970 wird sich das Defizit auf 80 000 Lehrer erhöht haben, das wäre ein Drittel des dann erforderlichen Gesamtbedarfes von 240 000 Lehrern. Dabei ist ein zehntes Pflichtschuljahr noch nicht einmal berücksichtigt worden, während bei unseren westlichen und östlichen Nachbarn bereits das elfte Pflichtschuljahr in Vorbereitung ist. Obwohl sich unser Schulwesen nach inter-